

Anthroposophische Spaziergänge

mit Franz Hofner

Der Phantomleib

Falls angesichts der Übermacht des materiell-faktischen Lebensvollzugs gelegentlich der Zweifel am Kernanthroposophischen sein sicherlich grässliches Haupt erhebt, seinen Schatten auf all die Ziseliertheiten der hierarchischen Wirksamkeiten, auf die doch auch tradierten Bewusstseinsstufen, die assoziationsfreudig dargelegten karmischen Verknotungen wirft: dann fällt schon mal der an der Einkommenssteuererklärung geschärfte Verstand in Ungnade. Und gerne lässt der müde Geist sich dann, gerade zur Weihnachtszeit, auf die Kissen des Gemüts fallen. Das Fest der Liebe. Der Christos. Die Weihenacht. Der süße Glaube an das zwar Unbegreifliche, aber Angenehme.

Steiner, das behaupte ich jetzt einfach, mochte das nicht. Wenn schon, denn schon – zur Weihnacht fährt er einen mythischen Apparat althergebrachter Gestalten auf, der der Sylvestergala des ZDF kaum nachsteht. Geradeso, als müsste er Futter für den Fenriswolf des Zweifels herbeischaffen, wird von ihm eine wilde Folge von Ereignissen berichtet: Buddha, Zarathustra, Manas, Hermes treten auf und wechseln die Leiber wie unsereins die Mäntel. Der Charme der Einfachheit, des Plausiblen, des Sprechens auf ein gut gemeintes Vorverständnis hin: Alles das fehlt. Der steinersche Christus passt nicht in die Christmette, wie er auch selbst zum Beispiel 1911 in Kopenhagen diagnostiziert: »Denn diese christliche Tradition des Abendlandes reicht durchaus nicht aus, um den Christus für eine nächste Zukunft zu begreifen.« Ein Begreifen ist heute ferner als je gerückt, die Repräsentation des Christlichen ist in einer Kulisse gefangen, die in ihrem religiösen Kern täglich historischer wird.

Aber dennoch: der Anspruch an das Religiöse hat sich erhalten. Es muss ein Gefühl sein, eine Aufwallung, die Erfahrung des Eins im Ich; der Funke des Enthusiasmus muss entzündet und in der Gemeinschaft geteilt werden. Glaube entsteht aus Glück, und Glück speist sich aus

Erleuchtung. Erleuchtung ist Einheit, Einfachheit. Was helfen da graue Gedankengespinnste?

Ja nun, wer die eigene Nase im Spiegel erkennt, wird einem bisschen Zweifel nicht Gram sein – hilft er doch mindestens zu einem Stückchen Bescheidenheit. Mit Glück führt das dazu, dass man nachts vor die Tür tritt und den Sternen seine Aufwartung macht, den Gruß erbieht, der nie ohne Antwort bleibt. Denn Bescheidenheit lenkt den Zweifel in produktive Bahnen, sie bezieht auch die einfachen Lösungen ein. So angenehm eine Erleuchtung sein mag, ob sie jetzt den Esoteriker überkommt oder den Hardcore-Materialisten, der das Bewusstseins-Gen entdeckt zu haben glaubt – sie ist ein Moment, ein aufblitzendes Phänomen in der komplexen, vielschichtigen Struktur, die man aus Gewohnheit Ich nennt. Sie spielt sich ab in einer kleinen, unsteten Wessensecke dieses Ich, die man sieht und sich selbst zuschreibt. Zweifel lehrt, dass Erleuchtung ohne Einsicht keine Dauer hat.

Er lehrt, dass die Welt kompliziert ist. Die allseits hofierte Vereinfachungsmaschinerie des Journalismus verkehrt das Bild der Wissenschaft: Was als Fortschritt des Erkennens verkauft wird, ist oft sein Gegenteil. Die Erkenntnis besteht darin, dass die Dinge komplexer sind als gedacht, dass ein kleines isoliertes Phänomen nicht an Gen A oder B liegt, sondern Aktivator C und Protein D wirksam sein müssen. Die Frage nach der wahren Struktur des physischen Leibes entsteht heute eigentlich schon aus dem Überdruß, der sich aus der inflationären Anwendung der immer gleichen mechanistischen Schalter-Metaphern ergibt. Das Ideal war früher der Gen-Code: vorgestellt als Schaltplan, ein intellektuelles Computerprogramm, das im menschlichen Leib unter Verwendung von Aminosäuren implementiert ist. Der Gen-Code, so zeigte sich inzwischen deutlich, leistet es nicht, er stellt nicht ein Gedankenbild des Leibes dar.

Es ist ein weiter Weg, das angestrebte Bild des Leibes zusammenzubringen mit dem, was eigentlich das menschliche Leben im Sozialen, im Politischen oder im Religiösen ausmacht. Speziell im Christentum, wo der Satz: »Das ist mein Leib« eine so zentrale Rolle spielt. Was ist das für ein Leib, der sterben und auferstehen kann? Allein die Frage zu stellen, ist ein Sakrileg, heute fast noch mehr als damals in Kopenhagen. Zu tief verwurzelt ist die Sorge vor etwas Besonderem, Unkonventionellem. Ist es nicht zehnmal schlimmer, als jedes »intelligent design« je zumuten könnte, wenn Steiner den Zarathustra inkarniert sieht im salomonischen Jesus, wenn er die Innerlichkeit des letzten Trägers des

Buddha parallel heranwachsen sieht im nathanischen Jesus? Wenn der Zarathustra eine Art Frischzellenkur erfährt und den Leib des salomonischen Jesus übernimmt?

Etwas kann die mühsame Bewegung in diesen Gedanken erleichtern: Wenn Personen, zugegebenermaßen mystische wie Zarathustra, ein bisschen sympathisch werden. Schließlich ist er der ursprüngliche Feuerkopf, der große Liebhaber der Erde, der die Menschheit, als sie aus der Götterwelt herauspurzelte, freundlich hinlenkte auf die Genossenschaft der Pflanzen und Tiere, mit denen er die Erde teilt, und als Trost für die verloren gegangene Sonne das Opferfeuer einführte, von dem in der katholischen Kirche nur ein müder Weihrauchqualm übrig blieb. »Phantomleib« ist ein Begriff, den Steiner verwendet, um die Auferstehung der Gedankenleere zu entreißen. Der Phantomleib oder Auferstehungsleib stellt die Formgestalt des physischen Leibes dar, wenn sie losgelöst von ihrer materiellen Substanz angeschaut wird. Er ist die Quintessenz der Erdenentwicklung und der Anfang von dem, was durch den Christus mit dem Menschen geschehen kann. Das lässt sich zweifelsfrei nicht verstehen, es möchte bestenfalls eine Art Ansteckung für das Interesse sein, das sich in unbekanntes Denk-Terrain wagt – weil es weiß, dass es allemal spannender ist, sich zum Höheren, wenn auch Geheimnisvollen und Besonderen, zu erheben, als das Erhabene in die gemütvollen Einfachheiten herabzuziehen.